

Der schwarze Panther – Mythos oder Realität?

Bisher gibt es keine handfesten Beweise für die Existenz der gesichteten Raubkatze



Rückzug. Die ganze Schweiz rätselt darüber, ob tatsächlich eine Raubkatze in der Nordwestschweiz unterwegs ist – in den Jurafelsen der Region hätte sie gute Rückzugsgebiete. Foto Wildlife

Von Franziska Laur

Kestholz/Olsberg. Der Beweis, ob tatsächlich ein Panther durch die Nordwestschweiz streift, wurde bisher nicht erbracht. Umso mehr «Augenzeugen» im ganzen Land wollen die Raubkatze, die seit dem Wochenende von sich reden macht, gesehen haben. Mark Struch, stellvertretender Solothurner Jagd- und Fischereiverwalter, zweifelt nicht an der Glaubwürdigkeit seiner Augenzeugen. In den Wäldern von Kestholz habe ein Wildhüter und ein Revierförster den Panther gesichtet – in Wolfwil eine Bäckerin, die frühmorgens aus dem Haus ging. «Sie haben Verhalten, Grösse und Bewegung des Tieres detailliert beschrieben», sagt Struch.

Raubtierdompteur Jürg Jenny ist skeptisch. Er hält in Olsberg elf Raub-

katzen – sechs Tiger, drei Löwen, zwei Leoparden. Er schliesst zwar nicht aus, dass das Tier aus einem Gehege ausgebüxt ist und sich nun irgendwo in den Jurafelsen der Weissensteinregion versteckt.

Eher geht Jenny von einem Mythos aus. Schwimmen würden Raubkatzen nur ungern: So könne ein Panther kaum aus Süddeutschland eingewandert sein, wie spekuliert werde. Dabei hätte das Tier eine Brücke überqueren müssen und wäre dabei sicher gesehen worden. Und ein Tier aus einem Gehege hätte seiner Meinung nach nicht genug Kraft und Erfahrung, um erfolgreich zu jagen, sagt Jenni, der auch schon mit schwarzen Panther gearbeitet hatte.

Was die Herkunft des Tieres betrifft, ist man auch beim Koordinierten Forschungsprojekt zur Erhaltung und Ma-

nagement der Raubtiere in der Schweiz (Kora) ratlos: «Wir wissen darüber auch nicht mehr als die Polizei. Gerne äussern wir uns über Wildtiere – dieser Fall gehört jedoch nicht wirklich in unseren Tätigkeitsbereich», lässt Manuela von Arx ausrichten.

Ab und zu auf der Flucht

Gefangene Tiere entwischen ab und zu aus ihrem Gehege. So sind im Laufe der letzten Jahrzehnte schon mehrere aus dem Zoo Basel entwichen – neben Schimpansen, einem Rentier und Meeräffen gelang im Jahr 2008 auch einem Gepard die Flucht. Auch Jürg Jenny musste schon einer seiner Raubkatzen nachlaufen. «Dazumal in Embrach ist mir einmal eine durchs Dorf gelaufen», schmunzelt er. Einen Riesenmedienrummel habe das gegeben. Zurzeit muss

er sich aber mit Anfragen herumschlagen, wie man sich verhalten soll, wenn man einer grossen Raubkatze Auge in Auge gegenübersteht.

Seine Lebenspartnerin, die Verhaltensbiologin Christiane Knechtel, mahnt zu besonnener Vorsicht. Sie hat durch langjährige Aufenthalte in Afrika Erfahrung mit freilebenden Leoparden – der Panther ist ein Leopard – und weiss, dass sie dreist werden können. «Nicht wegrennen!», rät die freischaffende wissenschaftliche Mitarbeiterin der Universität in Pretoria. Dann nämlich komme der angeborene Jagdtrieb zum Zug und die Katze verfolge die Fliehenden. «Gross machen und mit Rufen verscheuchen», empfiehlt Knechtel. Wer auf Nummer sicher gehen wolle, verzichte am besten auf Spaziergänge im Wald.

Auch bei Polizei und Jagdaufsicht gehen immer wieder Anfragen ein, ob man zurzeit überhaupt in den Wald gehen darf. Eine akute Gefahr bestehe nicht, sagt Struch. Das Tier sei anscheinend sehr scheu und nicht aggressiv – ausserdem wisse man ja noch nicht, ob es sich um eine Raubkatze handle. Sollte es sich tatsächlich um eine handeln, sei sie natürlich unberechenbar.

Betäuben und platzieren

Und was geschieht mit dem Tier, falls man es erwischt? «Wenn es uns gelingt, den Panther zu betäuben oder in einer Falle zu fangen, wird er in einem Gehege untergebracht. Dann versuchen wir den Besitzer zu ermitteln», sagt Struch.

Und für den Fall, dass das Raubtier einen Menschen anfällt, wird es zum Abschuss freigegeben.

Uni Basel wirft ein Auge aufs Leimental

Das Technologiezentrum in Witterswil wird zunehmend zur Forschungsstätte

Von Kurt Tschan

Witterswil. Zurück zu seinen Wurzeln bewegt sich das Technologiezentrum in Witterswil (TZW). Nachdem die Sandoz während langer Zeit in Witterswil eine agrobiologische Versuchsstation betrieben hatte, zeigt jetzt die Universität Basel ein wachsendes Interesse am Biopark im Grünen. Damit könnte das TZW wieder vermehrt zur Forschungsstätte werden. Nach dem Auszug der Sandoz ins Fricktal hatte sich das TZW sukzessive zu einem Technologiepark entwickelt, in dem Firmen aus dem Life-Sciences-Bereich, insbesondere aber auch Start-up-Unternehmen tätig sind. Inzwischen arbeiten 16 Unternehmen vor Ort. Obwohl über 20 000 Quadratmeter Fläche vermietet sind, hat das 67 000 Quadratmeter grosse Areal noch Potenzial.

Geht es nach dem Willen von Besitzer Ueli Nussbaumer, soll das TZW in Zukunft eng mit der Universität Basel zusammenarbeiten. Eisbrecher in der Sache war das Institut Natur-, Landschafts- und Umweltschutz, das inzwischen zehn Personen in Witterswil beschäftigt. Im Mittelpunkt der Arbeit des Instituts stehe die Anzucht von Pflanzen in den grossen Gewächshäusern. Am Basler Domizil fehle es an Platz.

Das Institut hat inzwischen Gesellschaft eines weiteren Uni-Instituts be-

kommen, wie Nussbaumer bestätigt. Eingemietet hat sich auch das Geographische Institut. In seinem Bemühen, das TZW vermehrt zur Forschungsstätte zu machen, geht Nussbaumer durchaus eigene Wege. So verzichtet er in der Anfangsphase auf die Erhebung eines Mietzinses.

Anschubfinanzierung

Wie gut die Kooperation mit der Uni Basel angelaufen ist, belegt ein Besuch von Vizerektor Edwin Constable Ende April. Dabei sei seitens der Uni «ein sehr grosses Interesse spürbar geworden, auch andere Forschungsabteilungen im TZW anzusiedeln», sagt Nussbaumer. Die Platzverhältnisse für die ganze Universität seien in Basel prekär, die Planung und Realisierung von Neubauvorhaben aber zeitaufwendig und schwierig. Die Auslagerung von bestimmten Bereichen führe zwar zu längeren Wegen. Letztlich sei die Wirtschaftlichkeit aber ausschlaggebend für die in einem engen finanziellen Korsett steckende Universität.

Mit seiner Idee, die Uni verstärkt ins Schwarzbubenland zu holen, steht Nussbaumer nicht alleine da. Sämtliche 13 Kantonsräte stellen sich hinter sein Bemühen. Über die Parteigrenzen hinweg teilen die Politiker aus dem Schwarzbubenland die Meinung, dass die Region von der Uni profitieren wer-

de. Zum einen könne Forschung und Produktion am gleichen Standort zu wirtschaftlich interessanten Synergien führen. Zum anderen bestünde die Chance, dass Uni-Mitarbeitende sich in einer der 23 Solothurner Gemeinden niederlassen könnten.

Als Sprachrohr für eine stärkere Beteiligung des Kantons Solothurn an der Universität Basel entpuppt sich EBM-Chef Hans Büttiker. Bereits zum zweiten Mal hat er im Parlament einen entsprechenden Auftrag eingereicht. «Das Schwarzbubenland erhält eine neue Bedeutung als Universitätsstandort. Dies fördert das Image der Region», ist der freisinnige Politiker überzeugt. Büttiker fordert deshalb, dass der Kanton bis 2016 die Mietkosten von einer Million Franken für das Departement Umweltwissenschaften übernehmen soll.

Hoffen auf Regionalpolitik

Mit dieser Forderung beisst er beim Regierungsrat vorerst auf Granit. Dieser will den Vorstoss als nicht erheblich erklären lassen. Der Kanton Solothurn leiste Kostenbeiträge an die Universitäten je Student aufgrund der interkantonalen Universitätsvereinbarung. Nach der Universität Bern zähle die Universität Basel heute die zweithöchste Zahl von Studierenden aus dem Kanton Solothurn. Eine über die Schulgeldbeiträge hinaus gehende finanzielle Betei-

ligung sei nicht vorgesehen. Sie wäre nach Ansicht des Regierungsrates auch nicht zu begründen, weil damit die Universität in Basel bevorzugt behandelt werde.

Trotz dem zu erwartenden positiven Nebeneffekt auf die regionale Wirtschaft seien im Rahmen der Wirtschaftsförderung die Voraussetzungen für die Übernahme der Mietkosten nicht gegeben, da es sich um jährlich wiederkehrende Infrastrukturkosten und nicht um eine projektbezogene Anschubfinanzierung handle, so die Regierung weiter.

Ganz vom Tisch ist das Thema damit aber nicht. So haben sich Vertreter der regionalen Wirtschaftsförderung, des Departementes für Bildung und Kultur sowie die kantonale Wirtschaftsförderung im vergangenen Februar zu einem Gespräch getroffen. Im Fokus stand dabei auch eine universitäre Niederlassung im Bereich Nanotechnologie.

Allenfalls könnte diese durch Beiträge der Förderagentur für Innovation des Bundes und Stiftungen angestossen werden, spekuliert der Regierungsrat. Es lohne sich, Möglichkeiten eines Projektes im Rahmen der neuen Regionalpolitik des Bundes auszuloten. Ins Gehege kommen könnte dabei der Kanton Solothurn dem Kanton Aargau, der jährlich fünf Millionen Franken in das Swiss-Nanoscience-Institut in Basel steckt.

Alles neu macht der Herbst

Baubeginn für die neue Schlossstreppe wird absehbar

Binningen. Im kommenden Herbst soll mit dem Bau der neuen Schlossstreppe begonnen werden. Dies schreibt der Gemeinderat in seiner Antwort auf einen offenen Brief von Stefan Glaser. Der neu gewählte SVP-Einwohner hatte in seinem Schreiben sowohl eine Verschleuderung von Steuergeldern als auch eine Verzögerungstaktik des Gemeinderats moniert. Der nun genannte Termin ergebe sich aus der Ablaufplanung des beauftragten Architekturbüros, sagt Gemeindeverwalter Olivier Kungler; allfällige Einsprachen würden diesen Zeitplan aber über den Haufen werfen.

Nach verschiedenen Absagen habe man ein Büro für den Auftrag gewinnen können, das Erfahrung mit denkmalgeschützten Bauten habe, sagt Kungler weiter. Dies sei von Vorteil, weil das Baugesuch, das jetzt ausgearbeitet wird, auch von der Denkmalpflege abgesegnet werden müsse.

Das Gemeindeparlament hatte im Januar 178 000 Franken für die neue Schlossstreppe gesprochen, nachdem die Stimmberechtigten im September 2010 die Initiative «für einen historisch und architektonisch gerechten Eingang zum Schloss Binningen» gutgeheissen und damit die viel geschmähte «Schandmauer» politisch eingerissen hatten. gs